

Zeitschrift: Schweizer Erziehungs-Rundschau : Organ für das öffentliche und private Bildungswesen der Schweiz = Revue suisse d'éducation : organe de l'enseignement et de l'éducation publics et privés en Suisse

Herausgeber: Verband Schweizerischer Privatschulen

Band: 21 (1948-1949)

Heft: 7

Rubrik: Le home d'enfants = Das Kinderheim = L'asilo infantile privato

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 28.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Mutter und Kind haben dasselbe Blut,
aber nicht denselben Pußschlag. H.K.

An einer deutschen Universität

Von einem deutschen Studenten

5. 6. 48. Ueber dem Maintal geht die Sonne auf. Eine Menge Menschen eilt zur Bahnstation des kleinen Dorfes: Arbeiter, Angestellte, Beamte und dazwischen ein besonderer Typ: durchweg 20—30 Jahre, lässig gekleidet — häufig in alten Uniformstücken —, wallender Haarschopf, ausgetretene Schuhe, nicht selten Horn- oder Militärbrille. Der Student der Nachkriegszeit wohnt vielfach auf dem Land, wo durch List und Tücke noch Wohnungen erhältlich sind, die außerdem einen geringeren Mietpreis erfordern als die in der Universitätsstadt. Da es nahezu unmöglich ist, vom Wohnungsamt eine Zuzugsgenehmigung zu erhalten, wird die Immatrikulation mit falscher Adresse erwirkt, die tatsächliche Wohnung nicht angemeldet und die Lebensmittelkarte von daheim nachgeschickt, was nach vorsichtiger Schätzung bei ca. 15 von 100 der Studierenden der Fall sein dürfte.

An der Station stehen fast 100 Menschen, während der überfüllte Zug einfährt. Nach längerem Murren und Drängen wird alles untergebracht; zwar auf Trittbrettern, Puffern und Plattformen, aber niemand muss zurückbleiben, und der Zug rollt ab. Die Fahrgäste sind meist Ausgebombte, die noch in der Stadt tätig sind, und etliche Dutzend Studenten, die sich bis in 50 km Entfernung entlang dieser Bahnlinie angesiedelt haben. An der Behelfsbrücke gibt es neuen Aufenthalt, erst muss der Schnellzug durchgelassen werden und nach 45 Minuten ist die Strecke von 12 km bewältigt.

Für die erste Vorlesung ist jetzt keine Zeit, denn auf der Quästur muss die Fleissprüfung angemeldet werden, die als Voraussetzung für Gebührenlass gilt. — Wenn die Währungsreform kommt, sind wir kaum mehr zahlungsfähig! — Riesenschlange auf der Quästur, die drohende Reform hat Hunderte hierhergebracht. Die Schlange murmelt und fachsimpelt, schimpft und politisiert. „Schlange-Schöningen hat die Studentenabordnung zum drit'ten Mal nicht empfangen!“ „Professor I geht weg, weil ihm die Stadt keinen Wohnraum gibt!“ „Man hört, die Uni soll geschlossen werden!“... Endlich komme ich an die Reihe, 5 Minuten Fragebogen ausfüllen. Acht Uhr dreissig! Schnell zur Strassenbahn!

Bahnhofswartesaal: Schrecklich überfüllt. Ich arbeite mich zum Schwarzmarktzentrum vor. Anscheinend blühen die Geschäfte wieder, denn 30 bis 40 mehr oder weniger fragwürdige Gestalten handeln, feilschen und bieten an. Meine Räucherkerze verwandelt sich im Handumdrehen in 5 kg Brotmarken. Alle Zonen preisen ihre

Erzeugnisse an. Während ich den Rückzug antrete, sehe ich am anderen Eingang die Polizeistreife auftauchen.

9 Uhr. Wohnungsamt: Wieder Schlangestehen. Man will mir schon wieder das Zimmer beschlagnahmen. Ich rede wie ein Wasserfall, der Beamte auch. Kleiner überzeugt den andern, und die Sache wird vertagt.

10 Uhr. Endlich kommt man zur Vorlesung. Diesmal Physik; auch hier grosser Andrang, aber ein Kollege ist vorne und reserviert mir einen Sitzplatz. Die letzten hundert müssen sowieso stehen, wenn sie es nicht vorziehen, auf der Treppe Platz zu nehmen. Der Dozent wird mit kurzem Beifall begrüßt. Seine Versuche sind gut vorbereitet, aber man bemerkt, dass in den letzten 10 Jahren praktisch nichts mehr angeschafft werden konnte und die geschickteste Improvisation kann die Lücken nicht schliessen.

11 Uhr. Essen in der Mensa. Eine grosse, saubere Holzbaracke neben den Instituten trägt die Aufschrift: „Don Suisse, den Würzburger Studenten.“ Eine Schweizer Hilfsorganisation hatte dort eingegriffen, wo Unterstützung am dringendsten nötig war, seit die Militärregierung das alte Studentenhaus als „Naziegentum“ beschlagnahmte. Das Essen ist gut und relativ reichlich; es wird auf Vorlage einer Karte verabreicht, die man zu Beginn der Woche für 3.50 RM. und mässige Markenabgabe ersteht.

Auf dem Tisch steht ein Korb voll Brötchen, ein Stoß Zeitungen und eine Schüssel, in die man das Geld legt, wenn man etwas davon kaufen will. Der geringe Fehlbetrag, den dieser freie Verkauf bisher aufwies, kann zweifellos als günstiges Zeichen angesehen werden, wenn auch die Ursache weniger in einer wiedergekehrten Ehrlichkeit, als in Stolz und Selbstachtung zu suchen wäre. Hier treffen sich die Fakultäten, von denen jede ihre persönliche Note besitzt und die sich durch Gesicht, Kleidung und Auftreten unterscheiden. Mediziner ausgesprochen elegant, Naturwissenschaft und Jura mehr oder weniger nachlässig, Philosophen unterschiedlich, aber häufig charakteristisch.

12 Uhr. Nächste Vorlesung. Physikalische Chemie — eine interessante Sache, aber um die Mittagszeit schlafst man ein, wenn man am Abend zuvor viel zu tun hatte. 25 Vorlesungsstunden sind viel, aber es gibt kaum jemand der weniger, und oft einer, der weit mehr belegt hat.

Nach der Vorlesung ein paar Einkäufe (was könnte man nach der Reform noch gebrauchen?), dann ins phy-

sikalische Institut zum Praktikum. Mein Kollege hat bereits den Versuch begonnen, denn man muss rasch arbeiten, um in drei Stunden fertig zu werden. Diesmal kommen wir durch, die letzten Resultate werden nur noch kalkuliert, aber es genügt und eine Viertelstunde später bringt uns der Zug zum Dorf zurück. Ausarbeitungen schliessen sich an, so dass der Tag wie gewöhnlich um 1 Uhr nachts endet.

25. 6. 48. Die Reform ist Wirklichkeit geworden und einige Tage davor hatten wir demonstriert, gegen Ernährungslage und andere Aergernisse und ein wenig hatte es geholfen. Aber jetzt ist die Situation weit ernster. Wenn auch die Semestergebühren im voraus bezahlt wurden, so umfassen diese doch nur etwa 30 % der gesamten Studienkosten. Die Strassenbahnen sind leer und die Läden strahlen im Glanze ihrer bisher sorgfältig verborgenen Warenbestände. Aber die Preise sind unerschwinglich, besonders die Lehrbücher. Während es

vor dem 20. 6. nicht schwer fiel, eine, eine Photokopie solcher Bücher mit 100.— bis 130.— RM. zu bezahlen, so ist heute eine Summe von 20 bis 40 DM. kaum verfügbar. Das Uebergangsgeld von 40.— DM. ist bald verbraucht. Uebers Wochenende gehen wir arbeiten; Akkord, sonst verdient man nichts! Die Lage der Kollegen aus der Ostzone ist verzweifelt. Der Asta versucht durch Geldüberweisungen privater Art zu helfen, aber der finanzielle Schock lässt auch hier keine grösseren Erfolge zustande kommen. Die Arbeitsvermittlung arbeitet mit Hochtouren, denn in den Ferien werden wohl 80 % ihr nächstes Semester verdienen müssen. Aber aufgeben werden die wenigsten! Einige Bekanntmachungen des Rektorats sowie Versammlungen des Asta (Allgemeiner Studenten-Ausschuss) sind die sichtbaren Wirkungen der Reform. Alles geht wie bisher seinen Gang, nur arm sind alle geworden, ärmer als je zuvor.

Wie Natur und Umwelt mich erzogen haben

Mein Elternhaus stand in einer Großstadt. Meine Mutter war eine umsichtige, kluge Hausfrau und Gattin. Mein Vater ein tüchtiger, fleissiger Handwerker vom alten Schrott und Korn. Er betrieb eine eigene Werkstatt bestehend aus einer Metallgiesserei und mechanischen Werkstätten. In der Giesserei befanden sich drei Arbeitsplätze, in der mechanischen Werkstätte standen fünf Drehbänke und ebenso viele Schraubstöcke. Vor der Werkstatt aufgestapelt verschiedene handwerkliche Gerätschaften. Ueber den beiden Werkstätten breitete sich ein flaches Dach aus. Dieses Dach bildete eine Terrasse, welche durch eine Tür von unserer Wohnstube direkt zu begehen war. Ein wahres Paradies für uns Kinder, meine ältere Schwester und meinen jüngeren Bruder.

Ich aber war ein Bub und mein grösseres Interesse galt dem, was sich unter der Terrasse abspielte, da wo gearbeitet wurde. Ich konnte oft tagelang den Arbeitern zuschauen und wahrscheinlich habe ich ebenso viel gefragt: „Warum? — Wieso? — Wie geht das? Wie macht man das?“ usw. Den Giesser verfolgte ich bei seiner Arbeit wie er die Modelle in dem Sand einformte, wie dann die Sandkernen hergestellt wurden und in die Formen eingebaut, um welche sich dann das flüssige Metall ergießen musste. Natürlich kam bald die Zeit, wo mich allein das Zusehen nicht mehr befriedigte, ich wollte selbst auch zugreifen und probieren. Vor der Werkstatt befand sich eine Sandaufbereitungsworrichtung, wo der Sand geschlemmt wurde. Auch da machte ich meine Beobachtungen, der wie Samt sich anführende geschlemmte Sand musste ich auch durch meine Händen lassen.

Am Giesstag da hiess es für alle Arbeiter ernsthaft zugreifen. Mein Vater zog selbst den feurig-glühenden Tiegel mit dem flüssigen Metall aus dem Ofen, wobei eine Kette über eine Rolle von einem Arbeiter gezogen, noch etwas mithelfen musste. Mit Kennermiene prüfte mein Vater das flüssige Element, oft war es zu heiss, dann musste man vor dem Ausgießen noch etwas warten, war es nur mässig warm, dann eiligst in die Form gegossen. Der Vater hatte das heute bei der modernen Giessereitechnik verwendete Pyrometer in seinem eigenen Auge. Eine Stunde nach dem Giessen wurden die Sandformen beim sogenannten „Auspicken“ entfernt und zerfielen in Staub. Ergötzlich war, dass die rohen

Bronce-Gussteile, an denen sich noch keine bearbeitenden Beschädigungen befanden, beim Anschlagen einen glockenklaren Ton von sich gaben.

In der mechanischen Werkstatt wurde dann auf der Drehbank die rohe Guss Haut abgedreht, der helle Klang verschwand und die schöne goldgelbe Metallfarbe kam zum Vorschein. Es wurden Scheiben gedreht, Gewinde geschnitten, alles hatte seinen besonderen Reiz. In diesem Milieu habe ich meine Jugendzeit verlebt und bin dadurch mit allen Naturelementen in engste Berührung gekommen, ich lernte die Natur lieben, verstehen und erkennen, was Naturverbundenheit bedeutet.

Neben der Werkstatt mit ihrem Betrieb musste man auch die Stadt kennen lernen, zudem gab es immer reichlich Ausgänge zu besorgen für den Vater. Damals gab es noch keine Autos und die elektrischen Trams waren noch eine grosse Seltenheit. Die Gefahr von einem „Rösslitram“ überfahren zu werden, war gering.

Anlässlich eines solchen Ausgangs führte mich der Weg an einer grossen Plakatwand vorbei, die meine volle Aufmerksamkeit auf sich zog. Von der brennenden, heißen Sonne waren die aufgeklebten Plakate an den Rändern losgesprungen, und es war eine grosse Anzahl von Plakaten übereinander, das neue immer wieder auf die alten geklebt worden. Bei meinen Betrachtungen konnte ich nicht verstehen, dass man vor dem Aufziehen eines neuen Plakates die alten Papierfetzen nicht entfernte. Ich war im Begriff, die Anzahl der Blätter, die sich da angehäuft hatten, zu bestimmen und hob dazu die losgesprungene Ecke etwas hoch. In diesem Augenblick, ganz ahnungslos und in meine Betrachtungen vertieft, erhielt ich von hinten eine saftige, zünftige, mächtig schallende Ohrfeige, dass ich nur mit grösster Mühe noch mein Gleichgewicht halten konnte, und eine Stimme rief: „So, Lusbueb, du bist dä, wo immer sone S...ornig macht, dich hani jetzt verwütscht.“

Ich war im Moment so benommen und überrascht, dass ich weg lief, ohne den Menschen, der mir eine so unverschämte Ohrfeige gegeben hatte, nur eines Blickes zu würdigen. Im Innersten dachte ich mir: „Du hast mich unschuldig gezüchtigt, du has dein Unrecht an mir begangen, früher oder später wirst auch du für diese unberechtigte Tat bestraft, das ist Naturgesetz.“

Vor Schmerz musste ich tüchtig auf die Zähne beis-

sen, um nicht loszuheulen, aber trotzdem perlten einige Tränen über meine Wangen. Ein Herr, welcher den Fall beobachtet hatte, kam mir nach und sagte: „Bueb, so öppis musst der vomene Strassewüscher nüd gfalle lah, ich würd dä de Polizei anzeigen.“ Aber ohne auf diese Bemerkung einzugehen, zog ich meines Weges weiter, meine Tränen verbeissend und den gedanklichen Betrachtungen folgend: „Also jes war ein Strassenwüscher, der mir die Ohrfeige gab. Ein Mann, der an andern Plakatwänden schon gesehen hat, wie rücksichtslose Menschen diese Plakate losrißen und auf den Boden warfen. Dass sich der für die Ordnung Verantwortliche empörte und so handeln konnte, war auch verständlich. Bedauerlich war nur, dass er mich unschuldig traf. Die natürliche Veranlagung entging ihm, indem er hätte denken sollen, dass diejenigen Buben, die mit dem Zerstörungssinn die Unordnung anstellen, sehr vorsichtig sind und zuerst Umschau halten, bevor sie die Tat begreifen, da sie sich durch das Bewusstsein, unrecht zu handeln, sehr unsicher fühlen.

In meinem kindlichen Bewusstsein von damals durfte nur da eine Unordnung entstehen, wo gearbeitet wurde. Ein öffentliches Gut zu Zerstören lag mir fern, weil man gelernt hat, sein Eigentum und das der andern Mitmenschen zu respektieren, im Sinne der Naturlehre. Eine Erziehung mit allem sparsam umzugehen.

Es war im Frühling, ein wunderschöner Tag. Am Ende der Woche. Es mag ein Jahr vor der Ohrfeige, oder ein Jahr später gewesen sein, aber um diese Zeit herum. In der Schule hatten wir jeweils am Samstag von 10—11 Uhr Gesangsunterricht. Unser eigentlicher Lehrer war schon seit einigen Monaten krank und ein junger, dem Seminar entlassener Vikar besorgte den Unterricht. Wir waren gegenseitig nicht die besten Freunde, weil er zu sehr auf das mechanisch auswendig gelernte erpicht war, und für mich war das Auswendiglernen ein Greuel. Diejenigen Schüler, die alles wörtlich, wie er es vordozierte, nachsagen oder am folgenden Tage wiederholen konnten, das waren seine Lieblingsschüler. Ich war nur dabei, wenn es praktische Aufgaben oder ein Problem zu lösen gab, wo man selbständig denken musste. Für diese Art von Problemen hatte aber unser junger Stellvertreter wenig Verständnis, d. h. das Ver-

ständnis für die Naturlehre war ihm entgangen und wahrscheinlich daher die gegenseitige Abneigung.

Voller Lebenslust sang ich auch an jenem Samstag mit und plötzlich erlönzte vom Lehrer der Ruf meines Namens mit den anschliessenden Worten: „Du blibst nach de Stund da, ich will dir für dies Falschsing.“

Ich war mir nicht bewusst, falsch gesungen zu haben und bis dahin hatten wir eigentlich noch gar nie richtig singen gelernt, oder immer nur die ganze Klasse zusammen gesungen.

Die Stunde ging vorüber, alle Mitschüler waren aus dem Schulzimmer verschwunden und der Lehrer ging zur Tür, schob den Riegel vor und nahm das Meerrohr zur Hand. Gerade wie es im Buch abgebildet ist, nahm mich der Lehrer mit dem Kopf zwischen seine Knie und jetzt ging der Tanz des Meerrohrs auf dem Sitzboden los. Es mögen so fünf Minuten gewesen sein, der Schmerz war zu gross, um ihn verbeißen zu können, ich konnte das Weinen nicht mehr unterdrücken. Dann öffnete er die Tür und entliess mich mit den Worten: „Du wirst jetzt sicher nüme falsch mitsingen.“ Ja von dem Tag an habe ich überhaupt nirgends mehr mitgesungen.

(Alles hat seine zwei Seiten. Als ich vor einigen Jahren im Konzentrationslager war, konnte ich die ungerechten Strafen auch besser ertragen mit dem Bewusstsein, dass jede ungerechte Strafe früher oder später ihren Richter findet. Leider glauben die Menschen nur zu wenig an diese Tatsache.)

Nach dieser Züchtigung, mit den so stark verweinten Augen getraute ich mich nicht nach Hause und wollte meinen Eltern keine unnütze Sorgen machen. Ich begab mich auf einem grossen Umweg nach Hause. Da es Samstag war und ich später als gewohnt nach Hause kam, fragte mich die Mutter: „So, warum chunst so spat hei, am Samstag händer doch d'Schuel am elfe us.“ Meine Antwort war: „I ha na en Umweg gmacht.“ Ich weiss nicht, ob damals meine Mutter die verweinten Augen nicht beachtet hatte oder ob ihr dies wirklich entgangen ist. In diesen Zeilen ist es das erstmal, wo es andere Leute erfahren ausser meinem Lehrer und mir.

C. K.

Die Höherbildung der Menschheit durch den Spieltrieb bei Schiller und Fröbel

(Fortsetzung und Schluss)

Konsequenter ist noch nie eine pädagogische Theorie auf ein philosophisches System gegründet worden, als dies hier von Fröbel unternommen wurde. Er hat nicht nur, wie dies sonst von Pädagogen gewöhnlich getan wird, nur das Ziel der Erziehung aus der Philosophie abgeleitet, sondern er hat auch alle Mittel der Erziehung bis hinab zum unscheinbarsten ersten Kinderspiel von einem einheitlichen philosophischen Fundament her gewonnen.*

* Es würde den Rahmen dieses Aufsatzes sprengen, wenn ich hier noch ausführlich darlegen wollte, wie Fröbel diese Gedanken im einzelnen praktisch zu verwirklichen suchte. Ich habe das ausführlich gezeigt in meinem Büchlein Fröbels Weg zur Menschheit. Leben und Gedankenwelt eines pädagogischen Genies.“ (Verlag Hermann Beyer und Söhne, Langensalza).

Inneres und Äusseres miteinander in Einklang zu bringen, das ist es, was Fröbels ganzes Wirken und Streben charakterisiert. Den Menschen zum Bewusstsein reinen Menschenkultus zu erheben, das ist für ihn das Entscheidende.

Die gesamte menschliche Kultur ist nur dadurch entstanden, dass sich das Geistige im Stofflichen dargestellt und realisiert hat, dass Unsichtbares sichtbar wurde, dass Unvergängliches im Vergänglichen Gestalt annahm. Alle menschliche Arbeit gewinnt hier ihren letzten und höchsten Sinn.

Diese Fröbelsche Erziehungs-Philosophie lässt erkennen, wie erniedrigend der Gedanke ist, der sich in der Welt so weit verbreitet findet, der Gedanke bzw. der Wahn: als „arbeitet, wirke und schaffe der Mensch nur darum, seinen Körper, seine Hülle zu erhalten, sich Brot, Haus und Kleider zu erwerben“. Nein! Der Mensch schafft ursprünglich und eigentlich nur

Fortsetzung auf letzter Inhaltsseite